

HEIMATEN

Exil-Journalisten schreiben über die Fremde und das Vertraute

Eine Beilage in Zusammenarbeit mit der Friedrich-Naumann-Stiftung für die Freiheit und der Robert Bosch Stiftung

SONNABEND, 16. JUNI 2018 / NR. 23 500

TAGESSPIEGEL

SEITE B1



Hier bin ich gern: Der Fotograf Ali Ghandtschi hat für diese Beilage Autorinnen und Autoren an Orten fotografiert, wo sie sich zu Hause fühlen. Die syrische Journalistin Hiba Obaid (Text auf Seite 4) hat die Kolonnaden auf der Museumsinsel ausgewählt: „Die Kolonnaden erinnern mich an die antiken Stätten in Aleppo. Ich fühle mich hier wohl, die Atmosphäre ist international, und es gibt viele Musiker.“

أوطان

Heim, Heimat, Heimaten

Über den Begriff „Heimat“ wird heftig diskutiert. Aber selten nur kommen diejenigen zu Wort, die gezwungenermaßen am meisten darüber nachdenken, was er bedeutet – weil sie ihre alte Heimat verloren haben und ein neues Heimatgefühl suchen. In dieser Beilage schreiben Exiljournalistinnen und -journalisten aus Syrien, Afghanistan und Ägypten über ihre Erfahrungen. In vielen Texten kommt zum Ausdruck: Die Herkunftsländer waren für die Autoren immer schon schwierige Heimatländer. Kann man sich wohl und zuhause fühlen, wo man – etwa als Frau, als Kurde, als Homosexueller, als nicht-religiöser Mensch – von der Gesellschaft nicht akzeptiert, als Mensch zweiter Klasse gesehen wird? In Deutschland dagegen herrscht Freiheit, das ja. Aber es fehlen die vertrauten Gerüche, Menschen, Bilder, und jeder, der herkommt, hat das Gefühl, sich erklären zu müssen. Nichts ist selbstverständlich. Eine neue Heimat zu finden ist nicht leicht, man muss sie sich erarbeiten.

Diese Beilage entstand in Zusammenarbeit mit der Friedrich-Naumann-Stiftung für die Freiheit und der Robert Bosch Stiftung im Rahmen des mehrfach preisgekrönten Projekts #jetzttschreibenwir, das der Tagesspiegel seit zwei Jahren gestaltet. Mehr Texte zum Thema „Heimaten“ finden Sie unter www.tagesspiegel.de/exiljournalisten.

DOROTHEE NOLTE

Frank-Walter Steinmeier Bundespräsident

„Ein Mensch kann Heimat verlieren, aber auch neue Heimat gewinnen. Heimat gibt es für viele auch im Plural. Kaum jemand weiß davon so eindringlich zu erzählen wie die geflüchteten Journalisten, die hier berichten. In den vergangenen Jahrzehnten ist Deutschland für Millionen von Zuwanderern neue Heimat geworden. Das ist, gerade vor dem Hintergrund unserer Geschichte, eine erstaunliche Leistung unseres Landes. Aber zu dieser Entwicklung gehört untrennbar die Notwendigkeit, dass jeder, der hier Heimat finden will, die Lehren aus eben dieser Geschichte mitträgt: die Geltung von Rechtsstaatlichkeit und Freiheitsrechten und die Absage an jedes völkische Denken, an Rassismus und Antisemitismus. Heimat, so hat es der Philosoph Karl Jaspers beschrieben, ist dort, wo ich verstehe und verstanden werde. Dieses Bedürfnis des Einzelnen bedeutet auf die Gesellschaft übertragen: Heimat ist ein Ort von Geschichten; ein Ort, an dem wir unsere Geschichten erzählen – und die der anderen hören. Auch die hier versammelten Geschichten gehören dazu. Ich finde es wichtig, dass sie Gehör finden. Dazu leistet diese Ausgabe des Tagesspiegels einen wichtigen Beitrag.“

„Ich bin schon ein Berliner“

Herr Zimmermann, Hend Taher, Zoya Mahfoud, Mazen Abo-Ismaïl, Sie alle haben Ihre Heimat verlassen. Wie kam es dazu?

Hubert Zimmermann: Ich bin 1935 in Stolp in Pommern geboren, einer Stadt nahe der Küste Hinterpommerns, im heutigen Polen. Ich war neun Jahre alt, als der Krieg zu Ende ging. Wir mussten auf abenteuerliche Art vor den Russen fliehen.

Sie sind einer von rund 12 Millionen Deutschen, die wegen des Krieges fliehen mussten. Viele, die heute nach Deutschland kommen, wissen wenig darüber.

Zoya Mahfoud: Doch, ich wusste das, deutsche Freunde haben mir davon erzählt. Herr Zimmermann, haben Sie ähnliche Erfahrungen gemacht wie wir?

Zimmermann: Zuerst sind wir mit einem Frachtdampfer nach Swinemünde gefahren. Dort haben wir am 12. März 1945 den amerikanischen Bombenangriff miterlebt: Innerhalb einer dreiviertel Stunde haben die 1600 Tonnen Bomben auf diese kleine Stadt abgeworfen. Wir haben uns in einem Vorkeller versteckt, und als wir rauskamen, waren überall Bombentrichter, tote Pferde, tote Menschen. Die Erwachsenen haben gesagt, guckt euch nicht um, guckt nur auf eure Füße, aber ich habe mich trotzdem umgesehen, und da brannten Lazarettzüge auf dem Bahnhof, es war ein Inferno.

In Saßnitz auf Rügen, wo Sie mit Ihrer Familie Zuflucht fanden, sind Sie bis 1946 geblieben ...

Zimmermann: Ja, aber Anfang Juni 1945 hat uns der Russe über den zerstörten Rügendamm nach Stralsund zurückgetrieben. Wir wollten von Pasewalk aus mit einem sowjetischen Beutezug wieder nach Osten fahren. Aber da kam polnische Miliz mit aufgefanztem Bajonett und hat alles, was deutsch sprach, aus dem Zug getrieben. Das war an der neuen Westgrenze bei Podejuch. Die Erwachsenen sagten „Heimat“ und zeigten nach Osten, und die Polen sagten „Nix Heimat“ und zeigten nach Westen. Mein Vater war fünf Jahre in drei sowjetischen Konzentrationslagern. Als er 1950 entlassen wurde, haben wir über West-Berlin Republikflucht begangen – nach Salzgitter.

Wie sind Sie drei anderen hierher gekommen?

Mahfoud: Ich konnte nicht in Syrien bleiben, weil der IS und die syrische Armee in der Nähe meiner Heimatstadt kämpften, also bin ich in den Libanon geflohen, dann in die Türkei und über das Meer nach Griechenland. Wir waren zu 50 Personen in einem Boot, das nur Platz für 20 hatte. In diesem Moment durften wir keine Angst haben, weil wir sonst nicht überlebt hätten. Dreimal haben wir es versucht und dann haben wir es auf die Insel Kos geschafft. Dann bin ich auf dem Landweg über Serbien und Österreich nach Deutschland gekom-

Der eine floh 1945 vor den Russen, die anderen vor dem Krieg in Syrien – oder vor der Enge Ägyptens. Ein Gespräch zwischen einem deutschen VERTRIEBENEN und Exiljournalisten über alte und neue Heimaten



Mazen Abo-Ismaïl, Hubert Zimmermann, Hend Taher, Zoya Mahfoud (v.l.n.r.)

men. Einen Tag vor Weihnachten 2015 bin ich hier in Berlin angekommen.

Mazen Abo-Ismaïl: In Syrien hatte ich Angst, dass ich zum Militärdienst eingezogen werde oder wegen meiner Opposition gegen das Regime verhaftet werde. Also habe ich meine Heimat verlassen und bin über den Libanon geflohen. Details möchte ich dazu nicht sagen, es war sehr schwer.

Hend Taher: Ich bin nicht geflohen, es gab keinen Krieg in meiner Heimat. Aber ich habe mich dazu entschlossen, Ägypten zu verlassen, weil ich selbstständig leben wollte, und das war für mich als Frau dort nicht möglich.

Wie wurden Sie von Einheimischen aufgenommen?

Zimmermann: Es gab eine Unzahl von Flüchtlingen, da war ja klar, dass die Einheimischen nicht begeistert waren. Unsere Wirtin in Salzgitter musste ihre ganze obere Etage für uns Flüchtlinge abgeben und hat uns mal so empfangen: „Ihr Scheißpansen, was wollt ihr hier, geht wieder da-

hin, wo ihr hergekommen seid“. Nachher haben wir uns aber arrangiert und gut verstanden.

Abo-Ismaïl: Das Schwierigste sind die Vorurteile: Viele Deutsche glauben, dass wir Syrer aus der dritten Welt kommen und im Integrationskurs lernen müssen, wie man sich verhält.

Mahfoud: Ja, viele denken, dass die Menschen in Syrien in Zelten leben und sich auf Kamelen fortbewegen. Als ob es in Syrien nicht auch Theater gäbe und gut ausgebildete Frauen, mit und ohne Kopftuch! Aber nicht jeder, der dich komisch anguckt, ist ein Rassist. Vielleicht hat er einfach schlechte Laune. Wenn man jeden merkwürdigen Blick auf sich bezieht, kann man hier nicht leben.

Taher: Ich hatte schon Freunde, als ich hier ankam, und wurde immer positiv empfangen – vielleicht auch weil die Geschichte von einer Frau, die selbstständig sein möchte, in Deutschland sehr positiv klingt. Mit Rassismus hatte ich nie zu tun.

Fühlen Sie sich in Ihrer neuen Heimat zu Hause?

Zimmermann: Heimat ist für mich da, wo ich geboren bin, und zu Hause bin ich da, wo ich wohne, arbeite, eine Familie gründe und mein Leben genieße, und das war in Salzgitter. Ich habe zwei wunderbare Kinder, Enkel und sogar Urenkel (zeigt Fotos). Meine Heimat ist verloren, daran sind die Nazis und der wahnsinnige Hitler schuld.

Abo-Ismaïl: Da ich viele Freunde hier habe, habe ich das Gefühl, dass ich dazugehöre. Dass ich schon ein Berliner bin. Ich möchte eine normale Zukunft haben, mit einem Studium und einem Job, ohne Krieg und Militärdienst. Ich möchte und kann mir hier ein neues Leben aufbauen, deswegen bin ich sehr zufrieden, obwohl meine Familie noch in Syrien ist. Aber ich habe Hoffnung, dass wir einander wiedersehen werden.

Taher: Ich fühle mich hier in Deutschland total wohl, es ist mein Zuhause. Ich fühle mich grundsätzlich wohlher mit Leuten, die mich verstehen und mit denen ich mich austauschen kann. Solche Leute treffe ich hier öfter als in Ägypten.

Zimmermann: Das hört man gerne, dass Sie sich hier wohlfühlen in Deutschland.

Mahfoud: Mir geht es anders! Ich fühle mich noch fremd im Exil, es sind fremde Gesichter, fremde Straßen, eine fremde Sprache. Ich habe deutsche Freunde, die mir bei meinen Problemen zuhören, aber ich muss mich immer fragen, ob ich richtig spreche, ob sie mich verstehen, das stresst mich sehr. Meine Heimat, das ist wo meine Mutter, meine Großmutter wohnen. Ich vermisse die Freunde, Bekannten, sogar die Bäume, die Straße, in der ich als Kind gespielt habe.

Herr Zimmermann, haben Sie von Ihrer alten Heimat geträumt?

Zimmermann: Wir haben unsere alte Heimat abgeschrieben. Im Inneren ist sie natürlich noch da: Als ich meine Heimatstadt nach dem Tode meiner Mutter besucht habe, bin ich schnurstracks mit dem Auto zu unseren alten Häusern gefahren, ich kannte die Wege noch, das war wie eingebrannt in meinem Gedächtnis. Aber von einer Rückkehr auf Dauer habe ich nicht geträumt, wir wussten ja, dass das nicht möglich war.

Mahfoud: Wenn ich eine Garantie hätte, dass ich in Syrien sicher leben könnte, würde ich zurückgehen. Ich versuche, mir hier ein neues Leben aufzubauen. Ich kann noch keine Deutsche werden, ich bin Syrerin! Ich brauche noch Zeit. Ich bin erst

Es sind fremde Gesichter, fremde Straßen, eine fremde Sprache

zwei Jahre in Deutschland, das ist nicht genug, um meinen Fuß wirklich fest auf den Boden zu setzen.

Zimmermann: In Salzgitter leben 5700 Syrer, die Kapazität ist erschöpft. Das Land hat für Salzgitter und Delmenhorst Zugzwang verhängt. Es ist ja etwas Anderes, ob die Menschen, so wie wir, vertrieben wurden oder ob Sie freiwillig fliehen. Wir hatten gar keine Wahl, die Russen haben uns vertrieben, ebenso die Polen im Juni 1945.

Mahfoud: Aber Entschuldigung, wir sind nicht freiwillig geflohen!

Zimmermann: Nicht freiwillig?

Mahfoud: Nein!

Zimmermann: Sie hatten Angst um ihr Leben. Das versteht man.

Mahfoud: Wie lange hatten Sie das Gefühl, dass das nicht Ihre Heimat ist?

Zimmermann: Die Erinnerung an die alte Heimat und die Flucht bleibt, das ist unauslöschlich, was wir erlebt haben. Mir ist sehr wichtig, dass meine Dokumente nicht verloren gehen (zeigt alte Fotos und einen Taschenkalender von 1945 sowie die Kennkarte seiner Mutter mit der handschriftlichen russischen Aufenthaltsgenehmigung). Deswegen habe ich sie der Stiftung Flucht, Vertreibung, Versöhnung vermacht und habe als Zeitzeuge meine Geschichte aufgeschrieben.

Abo-Ismaïl: Diese Geschichte möchte ich lesen, Herr Zimmermann. Vielen Dank, dass Sie uns Gelegenheit gegeben haben, mit Ihnen zu sprechen!

Zimmermann: Auch für mich war es sehr interessant, Sie kennen zu lernen.

Das Gespräch führte Dorothee Nolte.



Mit Kamera: Ali Ghandtschi fühlt sich immer da zu Hause, wo es warm ist. Der Fotograf, der als Kind aus dem Iran nach Deutschland kam, hat die Fotos für diese Beilage gemacht.

Zwei Seelen, ach, in meiner Brust

VIELE GEFLÜCHTETE finden in Deutschland

Aufnahme, Chancen und Integration. Doch die Wehmut über die verlorene Heimat und Gesellschaft zerreißt sie weiterhin

VON AHMAD WALI TEMORI

Ich bin ein Emigrant, und der Duden ist mein Kompass durch die deutsche Sprache. Darin lese ich, dass der Begriff „Heimat“ vom Wort „Heim“ stammt und „als gefhlsbetonter Ausdruck enger Verbundenheit gegenüber einer bestimmten Gegend“ verwendet wird. Doch darin lese ich auch, dass „Heim“ ein Synonym für ein anders Wort ist: „Zuhause“. Oft höre ich, dass Letzteres auch mit dem Ausdruck „Heimat“ gleichgesetzt wird. Und genau damit habe ich ein Problem, bei dem es mir nicht bloß um die Worte geht, sondern um die Vorstellungen, die dahinter stecken.

Menschen, die stets im Frieden und Wohlstand gelebt haben, mögen sich um den Unterschied zwischen den beiden Begriffen nicht kümmern; aber jene, die Krieg und Flucht hinter sich gebracht und ein neues Zuhause in der Fremde gefunden haben, schon. Denn sie können die beiden Kategorien als zwei Gegensätze erleben, die miteinander kaum zu versöhnen sind.

Anders als Zuhause, das für Millionen Menschen dieser Welt eine – sei es sichere, sei es unsichere – Bleibe in der Gegenwart bedeutet, ist Heimat im genauesten Sinne des Wortes jener geographische Raum, in dem sie ihre Wurzel haben. Dazu gehören allen voran das soziale Umfeld, in dem eine Person gelebt hat sowie die Kultur und Spra-

Die Fremde gab mir Schutz, Geborgenheit, ein sicheres Zuhause

che, in der sie aufgewachsen ist. Heimat ist zudem ein Phänomen, das sich stark im Innenleben des Menschen abspielt: in seinen Erinnerungen, Emotionen und schließlich in Träumen.

Daher liegt es nicht fern zu sagen, dass Heimat Dreh- und Angelpunkt der menschlichen Identität ist. Ein weiterer Begriff, der im Wörterbuch als „selbst erlebte innere Einheit der Person“ und die „völlige Übereinstimmung mit dem, was sie ist oder als was sie bezeichnet wird“, definiert wird.

Hat ein Mensch eine Heimat, in der er glücklich wohnhaft ist, also in Einklang mit sich selbst und der ihn umgebenden Welt, kann er mit Stolz von einem gesunden Zustand seiner Identität sprechen. Dann gehört er nicht zu jenen, die unter tiefen Rissen und großen Widersprüchen ihres Innenlebens leiden. Wie steht es aber um jenen, der – weit weg von seinem ursprünglichen Zuhause – eine Bleibe gefunden hat, in der er sogar in Frieden, ja in einem gewissen Wohlstand lebt? Fehlt ihm das wohlthuende Gefühl, mit sich und seiner Umwelt im Reinen zu sein? Kann ein Zuhause in der Fremde, so schön es auch sein mag, die Heimat in uns ersetzen?

Dies sind Fragen, die ich mir selbst ständig stelle. Denn auch ich gehöre zu jenen Millionen, die ihre Heimat verlassen mussten und in ein anderes Land gekommen sind. Ich habe etwa zwanzig Jahre meines Lebens in dieser Heimat, Afghanistan, verbracht. Ich war noch ein Kind, als dort die

Herrschaft der Taliban gestürzt wurde und auch ich die Atmosphäre der Freiheit kosten und Mut und Hoffnung schöpfen konnte. Bis zu diesem Zeitpunkt war für mich die Heimat nur ein kleiner Teil dieses Landes, jener begrenzte Raum, in dem ich gelebt hatte, eine von Natur gesegnete Gegend im Herzen von Afghanistan, wo grüne Bäume, frische Pflanzen und Blumen aller Art und jeglicher Farbe und Duft zuhause waren. In diesem kleinen Paradies, umgeben von einer großen Familie, von gnädigen alten Männern und Frauen und von spielenden Kindern, war ich aufgewachsen. Ich war noch zu jung und kümmerte mich nicht darum, was im weit entfernten Kabul oder sonstwo geschah. Mit dem Schwert der Taliban war ich kaum in Berührung gekommen.

Dann wurde das Land vom Joch der Gotteskrieger befreit. Ich war nun groß genug, um mich dafür zu interessieren, was in meinem Land vor sich ging. Und der Begriff „Heimat“ erweiterte sich somit in meinem Bewusstsein und meinem Gefühlsleben, er umfasste nicht mehr lediglich mein Zuhause und meine Region, sondern das ganze Land. Ich begann, an meine und die Zukunft meiner Heimat zu glauben und von einem besseren Leben zu träumen. Ich begann, mich für die politischen Vorgänge und gesellschaftlichen Veränderungen in meinem Land zu interessieren. Ich besuchte die Schule und war zutiefst davon überzeugt, dass es eine große historische Chance war, die die Weltgemeinschaft uns gegeben hatte, damit wir unsere Wunden heilen und nochmals auf die Beine kommen konnten.

Doch als ich im Jahre 2013 das Gymnasium endete, war Afghanistan erneut ein Schauplatz der Kriege und feindseligen Mchenschaften fremder Mchte. Die Taliban waren wieder da, und die religiösen Fanatiker waren auf dem Vormarsch. Die Frauen wurden ihrer Menschenrechte beraubt, Steinigungen standen wieder auf der Tagesordnung. Zudem litt das Land unter einer rasant anwachsenden Korruption sowie Ungerechtigkeit. Niemand fühlte sich in diesem Land mehr sicher. Als ich dann selbst in Gefahr kam, entschied ich mich, mein Land zu verlassen und in dessen Boden viele meiner Träume, Hoffnungen und Wünsche zu begraben.

Ich kam nach Deutschland, und hier, in Berlin, stellte ich einen Asylantrag. Ich wurde anerkannt, lernte die Sprache, bekam ein sicheres Zuhause, einen Ausbildungsplatz, eine Arbeit und vieles mehr. Und seitdem ich in Deutschland bin, habe ich alles in meiner Kraft stehende getan, um mich in die Gesellschaft zu integrieren, und mir wurden viele Türen geöffnet. Doch das Gefühl, hier eine Heimat gefunden zu haben, die mich meine alte nicht mehr vermissen lässt, fehlt mir noch immer. Ich fürchte, dass wird sich so schnell nicht ändern. Und solange mir dieses Gefühl fehlt, trage ich Risse in meiner Seele und lebe mit vielen Widersprüchen, die mir den Schlaf rauben.

Meine alte Heimat ist mir gegenüber feindselig geworden, es könnte tödlich für mich sein, dorthin zurückzukehren. Für mich gibt es dort keinen Platz mehr. Und nicht zuletzt quälen mich die

schlechten Nachrichten, die mich jeden Tag von dort erreichen. Alles, was mir diese Heimat nicht mehr geben kann – Schutz, Geborgenheit und ein sicheres Zuhause – bekam ich hier in der Fremde. Wie viele andere auch. Aber diese großzügige Fremde kann uns nicht unser verlorenes Paradies und die Gemeinschaft zurückgeben, in der wir einst im Frieden gelebt haben. Die Fremde hat in Kürze aus uns allen entfremdete Individuen gemacht, denen die Gesellschaft, so wie wir sie gekannt hatten, fehlt. Und wir alle haben es nicht

einfach, mit diesem zerrissenen Zustand der Identität zurecht zu kommen. Wir tragen zwei Seelen in unserer Brust, die ständig miteinander im Kampf sind.

Wir können unsere alte Heimat lieben oder hassen. Aber unabhängig davon, wie wir zu unserer alten Heimat stehen: Wir sind nicht dazu in der Lage, sie aus unserem Bewusstsein zu löschen. Ich lebe jetzt seit knapp drei Jahren in Deutschland. Und so empfinde ich bis heute. Die Einsamkeit ist ein Gefühl, das in beiden Seelen in mir zuhause

ist. Welche Seite aus diesem Widerspruch als Gewinner hervorgeht, wird sich erst mit der Zeit zeigen. Vielleicht gelingt es ja doch, dass aus der Fremde irgendwann einmal eine Ersatzheimat wird, die meine Wehmut und die Trauer um meine verlorene Heimat verblasen lässt.

– Aus dem Farsi von Massum Faryar. Der Autor (23) stammt aus Afghanistan und ist seit 2016 in Deutschland. Seit Mai 2017 ist er Volontär der Medieneinstalt Berlin-Brandenburg bei ALEX Berlin.



Diese Moschee in Wilmersdorf erinnert mich an meine Kindheit, als meine Familie und ich vom Haus meiner Großeltern im alten Damaskus zur Umayyaden-Moschee liefen. Dort habe ich immer Gelassenheit, Frieden und das Gefühl der Zugehörigkeit gefunden. Diese Erinnerung ist das Zuhause, in das ich immer zurückkehre. Mazen Abo-Ismael

Das Wort tut auf der Zunge weh

STAATSANGEHÖRIGKEIT unbekannt: Ein Fehler deutscher Behörden enthält ein Stück Wahrheit

Seit mehr als 500 Jahren ist Bosra die Heimatstadt meiner Ahnen. Die Stadt im Süden Syriens ist für ihre über 5000 Jahre alten archäologischen Stätten bekannt und zählt zu den wichtigsten touristischen Regionen des Landes. In dieser Stadt wurde ich geboren und dort wuchs ich auf. Nie trennte ich mich von ihr – bis auf die fünf Jahre, in denen ich Journalismus und Medienwissenschaften an der Universität Damaskus studierte. Aber auch während dieser Zeit besuchte ich meine Heimatstadt, wann immer ich mich nach ihr und meiner Familie sehnte.

Bosra war eine der ersten Städte Syriens, in der nach Ausbruch der Revolution Rufe nach Freiheit und Gleichheit laut wurden. Ich war dabei und wurde vom syrischen Staat verfolgt und deshalb gezwungen, das Land zu verlassen – wie Millionen anderer Syrer, die in aller Herren Länder Zuflucht fanden. Ich machte in vielen Ländern Station, wobei ich stets versuchte „anzukommen“ und einen Ort zu finden, an dem meine Freiheit nicht beschlagnahmt und meine Würde nicht missachtet würde.

Meine Odyssee endete schließlich vor zwei Jahren in Deutschland, wo ich nach einem Jahr Warten die Papiere erhielt, die mich ganz offiziell zum Flüchtling machten. Ein Fehler im Dokument, das ich von der Ausländerbehörde erhielt, ließ mich allerdings sehr erstaunen: Im Feld zur Staatsangehörigkeit stand „Staatsangehörigkeit unbekannt“ – ich war also plötzlich ganz offiziell „staatenlos“. Dieser Fehler ist zwar auf den Irrtum eines Beamten der deutschen Behörde zu-

rückzuführen, denn ich hatte alle Dokumente zum Nachweis meiner syrischen Staatsangehörigkeit vorgelegt, beispielsweise meinen Reisepass und mein Universittszeugnis. Und der Fehler wird sicher korrigiert werden. Dennoch lässt er mich nachdenken. Denn in diesem Fehler steckt auch ein Teil der Wahrheit, der wir Syrer uns wohl stellen müssen: Ja, ich habe zwar einen Geburtsort, aber eine Heimat habe ich keine.

Für mich ist das Wort „Heimat“ negativ besetzt. Denn es lässt mich sofort an den Diktator denken. Die Bedeutung dieses Wortes be-

Ich habe einen Geburtsort, aber eine Heimat habe ich nicht

schränkte sich für mich stets darauf, dem Diktator zu dienen und in dessen Interessen zu handeln. Aus diesem Grund hatte ich mein Lebtag noch nie das Gefühl, eine Heimat zu haben. Während ich diesen Artikel hier schreibe, veröffentlicht Baschar al-Assad einen Regierungserlass, der den syrischen Staat dazu berechtigt, Ländereien und Immobilien von Syrern, die ins Ausland geflüchtet sind, einzuziehen.

Ich frage mich, was das für ein Heimatland sein soll, das sich von einem abwendet, nur weil man Würde und Gleichheit fordert? Kann ein Land Heimat sein, in welchem dem Bürger überhaupt keine Rechte zustehen, ihm dafür aber unzählige

Vorschriften aufbürdet werden? Ein Land, in dem man mit einem Federstrich alles verliert?

Heimat kann nur ein Ort sein, an dem man sich als Mensch behandelt fühlt. Ein Ort, an dem man nicht ermordet oder verfolgt wird, bloß weil man seine Meinung sagt. Ein Ort, an dem die eigene Familie nicht getötet wird, bloß weil sie fordert, dass der Präsident zurücktritt.

Ich weiß, es gibt keine perfekte Heimat, keine Umgebung, die ganz und gar den eigenen Vorstellungen entspricht. Aber das, wovon ich träume, ist ganz einfach eine Heimat ohne Blutvergießen und Gewalt. Eine Heimat für alle, mit all ihren Anschauungen und Überzeugungen. Eine Heimat, die nicht von einer Familie oder einer Person regiert wird, die sich für Gott hält und über Leben und Tod richtet, ja all diejenigen tötet, die nach einer wahren Heimat suchen, in der sich ihre Rechte nicht in Alpträume verwandeln.

„Heimat“ lässt sich nicht denken ohne Freiheit, Gleichheit und Gerechtigkeit. Es fiel mir schwer, diesen Artikel zu verfassen, denn er wählt mich auf und zwingt mich, an die Jahre voller Gewalt zurckzudenken; Erinnerungen, die uns Syrer immer wieder einholen. Das Wort „Heimat“, das ich hier so oft erwähne, tut mir im Herzen und auf der Zunge weh.

HARETH ALMUKDAD

– Aus dem Arabischen von Melanie Rebasso. Der Autor (31) lebt seit zwei Jahren in Berlin. Er hat in Damaskus Journalismus studiert und ist Mitarbeiter der Zeitschrift „KulturTr“, eine mehrsprachige Zeitschrift des DRK Berlin-Südwest.

Der Duft des Jasmins

Eine **LIEBESERKLÄRUNG** an die Altstadt von Damaskus, die Sängerin Fairuz und den Grießpudding Mamounia

Die Heimat, das ist jener in der Ferne irrlichternde Geist, von dem wir in unserem Exil besessen sind und der uns auf allen Wegen umklammert. Er nistet in uns und lässt nie von uns ab, ganz egal, zu welcher fernen Ufern wir den Duft und das Aroma unserer geliebten Heimat auch tragen. Wenn einen die Sehnsucht übermannt, dann ruft man sich all die Dinge ins Gedächtnis, die man dort so sehr genossen hat – damals, als noch Frieden herrschte. Nein, ich spreche hier nicht von den Schrecken der Diktatur und des Krieges, ich spreche von allem, was für mich die Heimat ausgemacht hat und was für immer in meinem Gedächtnis bleiben wird. Unvergesslich der Duft des Jasmins, das Aroma des Kardamom-Kaffees, den man jeden Morgen trank, während auf allen Kanlen die libanesische Sängerin Fairuz ihre Lieder sang und draußen die Vögel das Morgenlicht begruten.

Erinnerungsfragmente reihen sich aneinander, die meisten davon strahlend schön: die Familie, die Kollegen, die Freunde, mit denen man durch die Straßen und engen Gassen geschlendert ist. Weißt du noch damals, wie wir durch die Altstadt von Damaskus streiften, kreuz und quer durch das Labyrinth des Hamidiya-Basars, dann weiter zum Bab-Tuma-Viertel mit seinen altherwürdigen Gassen, die Intimität, Sehnsucht, Vertrautheit verstrmten? Und wie wir dann immer eine Pause in einem der traditionellen Cafés einlegten?

Wir begegneten Touristen aus anderen Ländern, die der Geschichte unseres einst blhen-

den Heimatlandes, jener Wiege der Zivilisation, auf der Spur waren. Im Gespräch beeindruckte uns, wie sehr sie sich für unser Land und seine ereignisreiche Vergangenheit interessierten. Das erfüllte uns mit Begeisterung und Stolz.

Unser Gedächtnis verweilt bei jedem einzelnen Moment, in dem wir etwas Schönes erlebt haben. Oft dreht es sich dabei ums Essen. So hat jede syrische Stadt und Region ihre typischen Speisen: In Damaskus ist es das Pistazien-Eis der traditionsreichen Eisdiele Bakdash. Aleppo ist berühmt für seine Grillgerichte, seine Kebabs und den Grießpudding Mamounia. Hama hat seine suen Käse-Röllchen. Und in Homs findet man rosarot-weiß gefärbtes Halwa sowie einen „Harissa Nabikiya“ genannten Griekuchen. Nicht unerwähnt bleiben sollte die „Raha Houraniya“, eine Suspeise aus dem Grenzgebiet zu Jordanien. Es ist ja nicht nur ihr Geschmack, der solche Spezialitäten auszeichnet, sondern auch all die Assoziationen, die damit verbunden sind: Wärme, Zärtlichkeit, Genuss, Vertrauen.

Heimat ist viel mehr als ein geographischer Punkt. Heimat ist ein sozialer Lebensraum. Sie ist ein Sehnsuchtsort, dem unsere Gefühle gelten, wenn wir den Verlust von Dingen, Menschen und Orten, die uns lieb und teuer waren, verschmerzen müssen.

ADNAN AL MEKADAD

– Aus dem Arabischen von Rafael Sanchez. Der Autor (52) kam 2014 mit „Reporter ohne Grenzen“ nach Berlin. Heute arbeitet er für die Zeitschrift „KulturTr“ und „Radio Connection“.

Du willst ein eigenes Land, hm?

KURDEN gehören nie dazu. Ihre Heimat ist unterwegs

Als Kurde geboren zu sein heißt, dein Leben wird nicht so einfach sein. Du wirst aufwachsen und dich immer wieder fragen, warum deine Eltern kein eigenes Land haben, warum du ausgerechnet hier geboren bist. Jedes Mal, wenn dich jemand nach deiner Herkunft fragt, weißt du nicht, was du antworten sollst. Früher in Syrien hieß es: „Oh, du bist Kurde, ha? Ihr wollt ein eigenes Land?“

In der Schule wirst du nicht in deiner Muttersprache unterrichtet. Interessanterweise sind die meisten Lehrer auch Kurden, aber wenn du etwas auf Kurdisch fragst, weil du noch nicht so gut Arabisch sprichst, antworten die Lehrer nicht oder sagen etwas auf Arabisch. Dir kommen Fragen in den Sinn wie: Warum sollen Kurden Arabisch lernen? In diesem Alter weiß ein Kind nicht, was für eine politische Bedeutung ein Land hat.

Mit der Zeit lernt das Kind Arabisch, sogar sehr gut, und bekommt Bestnoten in der Schule. Bis zum Alter von zwölf Jahren ist sein Elternhaus seine Heimat, die Kinder im Viertel, die immer zusammen spielen.

Im Haus besuchen den Vater oft Freunde, und sie reden über Politik, die Regierung und wie schlimm die Lage ist. Dazwischen überlegt das Kind, wie wohl das Leben funktioniert. Zugleich mahnt der Vater immer: „Kind, Vorsicht, was wir hier reden, bleibt unter uns. Du darfst das auf der Straße niemandem erzählen, auch nicht deinen Freunden. Und erzähle um Himmels Willen niemals etwas davon in der Schule, schon gar nicht den Lehrern.“

2004 war ein Jahr, an das sich jeder Kurde erinnern wird. Mehr als 40 Tote, hunderte Festgenommene, bloß, weil sie gegen das Regime protestierten und ihre Fahnen zeigten. Viele Araber aus Dörfern und Städten griffen die Kurden an und plünderten ihre Märkte. Die Regierung berichtete, die Kurden seien Verräter, und ihre arabischen Mitmenschen sagten: „Die wollen ihr eigenes Land? Wir werden sie so hart bestrafen, dass sie nie mehr protestieren.“ Spätestens jetzt erlebte jeder Kurde, was es bedeutet, Kurde zu sein und ohne Heimat zu leben.

2009 waren wir nur zwei Kurden, die an der Universität Damaskus zum Studium der Medienwissenschaften zugelassen wurden. Die anderen Studenten waren Araber, und ich musste mich mit den neuen Freunden arrangieren und versuchen, nicht über ethnische Themen zu reden, obwohl sie wussten, dass ich Kurde bin. Dass ich in Kamishly geboren wurde, ist Beweis genug.

Eines Tages gab es an der Universität Damaskus eine Kundgebung für die terroristische Miliz Hisbollah, die „Partei Gottes“. Überall wehten Flaggen. Die Studenten feierten die spezielle Beziehung zwischen ihrer Regierung und der Hisbollah. Auf meinem Heimweg wollte einer meiner Freunde mir eine Flagge geben, obwohl ich das nicht wollte. Mehrfach bedrängte er mich: „Nimm, nimm die Flagge! Sei stolz auf dein Land, sei stolz auf diese Fahne!“ Und er lachte. Ich habe die Flagge nicht genommen, weil ich nie das Gefühl hatte, dass ich zu dieser Flagge gehöre. Einen Tag später redeten die Freunde nicht mehr mit mir. Zugleich hatte ich Angst, dass die Geheimdienste etwas davon erfahren könnten, denn dann würde meine Familie mich verlieren.

Vielleicht war meine Heimat einfach unser Haus, damals, als ich fünf Jahre alt war. Seitdem ist meine Heimat genauso wie ich unterwegs. Sie ist kein fester Ort. Sondern sie ist dort, wo ich in meinem Leben Freunde gewinne und mit denen ich meine Zeit verbringe. Heimat ist kein Ort, sondern ein Gefühl.

MUHAMAD ABDI

— Der Autor (26) kam 2015 nach Deutschland. Er ist seit Mai 2017 Volontär beim Tagesspiegel.

HEIMATEN: Beilage des Tagesspiegels. Redaktion: Dr. Dorothee Nolte (Tagesspiegel), Andrea Nüsse (Friedrich-Nauermann-Stiftung); Gestaltung: Sabine Wilms, Anzeigen: Philipp Nadler. Postanschrift: 10876 Berlin, Tel. (030) 29021-0



Seit wir Syrien verlassen haben, sind wir 13-mal umgezogen. Aber die Farben und Bilder meines Mannes, der Maler ist, waren immer dabei. In seinem Atelier fühle ich mich wohl und zu Hause. Souad Abbas

Klatscht kräftig in die Hände!

Heimat bedeutet, Zugehörigkeiten frei wählen zu dürfen. Das war in Syrien nicht möglich. Von der **UNTERDRÜCKUNG** durch Geschlechterrollen, Religion und Diktatur

VON HIBA OBAID

Was ist Heimat? Ist sie der Ort, an dem man geboren wurde und sein Leben verbringt? Ein Stapel offizieller Dokumente unserer Vorfahren? Oder hat sie mit Zugehörigkeiten zu tun, mit unserer sozialen und politischen Zugehörigkeit zu Traditionen und Werten, unserer religiösen Zugehörigkeit? Wir als Volk des Nahen Ostens lebten unter einem autoritären und repressiven Regime. Man ließ uns keine Wahl, was unsere Zugehörigkeit angeht. Der Staat hat unsere Zugehörigkeit bestimmt, viele Überzeugungen und Traditionen wurden einem ganzen Volk von der religiösen und politischen Obrigkeit aufgezwungen. Schon früher, also in meinem „alten“ Leben, hatte ich nie das Gefühl, dass Aleppo meine Heimat ist. Und das, obwohl ich mehr als 20 Jahre meines Lebens dort verbracht habe. Ich verstehe mich einfach nicht jener gesellschaftlichen Mehrheit von Aleppo zugehörig, die die Frau als Anhängsel des Mannes betrachtet. In der die Frau von klein auf ihr Leben nur damit verbringt, darauf zu warten, einmal den passenden Mann zu heiraten – und brutale Ablehnung erfährt, falls sie nicht heiratet. In der die verheiratete Frau ihre Ehe unter keinen Umständen aufgeben darf – denn mit einer solchen Entscheidung würde sie

durch das gesellschaftliche Raster fallen. Die Frau ist in dieser Gesellschaft, das ist meine ganz persönliche Meinung, eine Ware, deren Wert an ihrer Herkunft und Schönheit – je heller die Augen und blonder das Haar, umso besser –, ihrem Vermögen, ihrer Religionszugehörigkeit und zuletzt an ihrem Bildungsgrad gemessen wird. Für eine junge Frau also, die nach der Arbeit spät nach Hause kommt, die bei der Arbeit oder an der Uni viel mit Männern zu tun hat, enge Jeans trägt und bunte Blusen, ist es schlicht unmöglich, sich dieser Gesellschaft zugehörig zu empfinden. Und so wie ihr geht es vielen, vielen anderen Frauen, die sich noch nie als Teil dieses gesellschaftlichen Systems gefühlt haben.

Auch die Religionszugehörigkeit ist uns von Anfang an vorgeschrieben. Nicht nur, dass wir als Muslime geboren werden, wie andere Menschen als Christen, Juden, Buddhisten oder Zoroastrier. Wir werden dazu gezwungen, die Religion auf eine bestimmte Weise zu leben. Meine Lehrerin in der vierten Grundschule war eine unverheiratete, sehr religiöse Frau. Sie verschrieb ihr ganzes Leben dem Islam, lernte seine Lehren auswendig und interpretierte Koranverse. Mittwochs war immer der schlimmste Tag der Woche für mich. Wir mussten den Koran in unseren Schulranzen mit zur Schule bringen, denn die ersten Unterrichtsstunden waren dem Fach „Koranrezitation“ gewidmet – einem Fach, das überhaupt nicht im Unterrichtsbüchlein stand, nicht zu verwechseln mit dem islamischen Religionsunterricht. Dort lernten wir, wie man den Koran „so liest, wie er gelesen werden soll“. Unsere Lehrerin war wohl der Meinung, etwas Gutes zu tun, wenn sie uns dieses Fach aufzwang.

Wermittwochs zu spät kam, galt als respektlos gegenüber dem Koran, wer nach Parfüm roch, als ungläubig. Wer den Koran zu Hause vergaß, wurde zum Opfer der Lehrerin. Sie bestrafte uns wie Sklaven. Ihrer Meinung nach hatte der Schöpfer ihr das Recht zu allem gegeben. So sagte es ihr Koran, ihr Gott. Sie erzählte uns Geschichten, die mich für viele Jahre nicht mehr loslassen sollten: über die Todesqualen, über die Hölle, über Tausende von Kindern, die Allah von oben herabwerfen würde, weil

sie ihre Hausaufgaben nicht gemacht haben, über die Engel, die uns die ganze Zeit über begleiten und alles niederschreiben würden, über diesen Augenblick, in dem wir alle nackt sein und Rechenschaft ablegen würden. Alles, was ich je gemacht habe, würde auf einer großen Leinwand vor aller Augen zu sehen sein: das Eis, das ich am Tag davor heimlich gegessen hatte; die kurze Jeansshorts, die ich mir zurechtgeschnitten hatte, um größer zu wirken; das blaue Bikinitel, das ich unabsichtlich verloren, weil eine Welle es mir entriss. All das würde auf dieser Leinwand zu sehen sein. Wir alle würden Rechenschaft ablegen müssen.

In der zehnten Klasse mussten wir dann Entscheidungen treffen. Was sollten wir an der Universität studieren? Das konnte ich wählen – nicht aber, welche politische Zugehörigkeit ich habe. Ich erinnere

Die Koranlehrerin ängstigte uns mit Geschichten von der Hölle

mich noch gut an den Tag, an dem mich die Aufseherin in ihr Büro in der Schule zitierte. Ich zitterte vor Angst, tausende Gedanken gingen mir durch den Kopf. Da stand ich in meiner Militäruniform – im alten Regime sah die Schuluniform so aus wie die Militäruniform – und fragte mich, was ich denn verbrochen hätte. Ich hatte weder Make-up im Gesicht noch trug ich Ohrring oder Nagellack. Was also würde sie mir vorwerfen?

Kaum hatte ich an die Tür geklopft, ging die Fragerin los: „Was arbeitest dein Vater? Was arbeitet deine Mutter? Wer bist du? Erzähl mir etwas über dich!“ All diese Fragen kamen mir sehr seltsam vor, denn ich wusste genau, dass sie die Antworten darauf kannte. In meinem Land werden bei den kleinsten Organisationen die gleichen Untersuchungsmethoden angewendet wie in großen Gefängnissen. Als ich zum Antworten ansetzte, unterbrach sie mich und fragte: „Warum steht dein Name nicht auf der Liste der Mädchen, die der Baath-Partei angehören? Was soll das bedeuten?“ In Syrien ist die Baath-Partei die Regierungspartei, sie verfügt somit über die absolute Macht, sie bestimmt alles. Alle mussten dieser Partei angehören. Ja, es gab auch andere Parteien, aber sie waren entweder „eingefroren“ oder lachhaft, da sie alle unter der Führung und Anweisung der Baath-Partei tätig waren.

Ich stand also zitternd vor ihr und hatte keine Ahnung, was ich nun antworten sollte. Fragen über Fragen gingen mir durch den Kopf: Sage ich ihr jetzt, dass ich nicht an die Prinzipien dieser Partei glaube und ich wüsste, dass es eine diktatorische Partei ist? Kann ich ihr sagen, dass ich dieser Partei nicht aus einem Zwang heraus angehören möchte? Kann ich ihr sagen, dass ich von den Verurteilungen dieser Partei und den Massakern, die sie anrichtet, weiß? Soll ich die Hunderte von politischen Gefangenen erwähnen, die vielen Menschen, die ganz still und heimlich umgebracht wurden? Wie sollen wir einer Sache angehören, wenn wir dazu gezwungen werden?

Ach was! Klatscht kräftig in die Hände! Der Präsident hält eine wichtige Rede im Fernsehen! Applaudiert in eurem Zimmer, eurem Bad. Applaudiert einfach überall, ganz gleich, wo ihr gerade seid, sobald ihr seinen Namen hört oder sein Foto seht. Er ist der Beschützer des Volkes, der Held der Nation. Sie schrie mir ins Gesicht, dass die Zugehörigkeit zu dieser Partei keine Frage der Wahl, sondern eine Notwendigkeit sei, wenn ich unter dem Schutz des syrischen Staates leben wollte. Gut, dann lebe ich eben in einem Zelt!

Was ist Heimat also? Heimat bedeutet die Freiheit, meine Zugehörigkeit selbst zu wählen. Heimat ist eine Gesellschaft, die mich so akzeptiert, wie ich bin. Heimat ist der Duft des Essens, das meine Großmutter zubereitet. Heimat ist für mich ein sehr romantisches Wort. Und gerade jetzt bin ich lieber rational und frei, ohne irgendwelche Zugehörigkeiten. Kann Berlin meine Heimat sein? Darauf kann ich jetzt noch keine Antwort geben...

— Aus dem Arabischen von Melanie Rebasso. Die Autorin (27) ist Volontärin der Medienanstalt Berlin-Brandenburg bei ALEX Berlin. Sie kam 2015 nach Berlin.

ANZEIGE

Bildung

Beratung

Kultur

Sport



Ein Ort, der Begegnung schafft
und dabei verschiedene Lebenswelten verknüpft.
Dafür steht tentaja. Erfahrene Vereine und Träger bieten kostenfreie Angebote für jung und alt, für neu Zugezogene und Alteingesessene. Sport, Beratung und Gemeinschaft - In tentaja sind alle herzlich willkommen, sich auszuprobieren und gemeinsam weiterzuentwickeln.

Jeden Tag von 10:00-21:30 Uhr für euch geöffnet!

Homepage: www.tentaja.de
Facebook: [tentajaberlin](https://www.facebook.com/tentajaberlin)

© Juni 2018 | tentaja gGmbH

„Ich habe zwei Identitäten“

Petra Becker fühlt sich in **DAMASKUS** zu Hause

Petra Becker kann mit der gesamten Heimatdebatte wenig anfangen. Sie ist ihr zu sehr auf Abgrenzung und Exklusion angelegt. „Ich habe zwei Heimaten und zwei Identitäten“, sagt die Deutsche, die 14 Jahre lang in Syrien gelebt hat. Die studierte Islamwissenschaftlerin fühlt sich in den Straßen von Damaskus und von Berlin zu Hause und will keiner Stadt den Vorzug geben: „Warum sollte ich mich entscheiden müssen?“, fragt die 55-Jährige.

In den 80er Jahren reiste die junge Studentin nach Syrien, um zusammen mit vier deutschen Kommilitonen Arabisch und Islamwissenschaft zu studieren. Dort lernte sie ihren Mann kennen, einen syrischen Theaterwissenschaftler, dessen Familie sehr aufgeschlossen gegenüber der Ausländerin war.

Dennoch waren die Anfänge in der fremden Umgebung nicht einfach: Einsamkeit und Heimweh waren im ersten Jahr groß, erzählt sie. „Es hat mir sehr geholfen, mit meinen Kommilitonen in meiner Muttersprache Deutsch zu kommunizieren“, erinnert sich Petra Becker. Sie verstand genau, was sie meinte, man musste nicht immer alles erklären. Und Witze funktionierten auch ohne kulturelle Hintergrunderklärungen.

Andererseits war sie verblüfft, wie anders sie Deutschland sah, als sie nach einem Jahr in den Ferien zurückfuhr: „Der ganze Konsum hat mich erschlagen und geärgert“. Sie sah ihre ursprüngliche Heimat und Gesellschaft ganz anders. Aus ihrer Sicht bereichern sich beide Kulturen. Wenn sie Heimat definieren müsste, würde sie darunter das Gefühl verstehen, von Menschen umgeben zu sein, mit denen man sich versteht.

2002 ging Petra Becker nach Damaskus zurück und fing an, als Leiterin des Sprachdienstes der Deutschen Botschaft zu arbeiten. Seit 2012 ist sie zurück in Deutschland. „Ich habe viele positive Anregungen und Erfahrungen aus Syrien mitgenommen und fühle mich in beiden Gesellschaften heimisch.“ Petra Beckers Kinder leben die doppelte Identität vor: Sie regen sich richtig auf, wenn man sie für Deutsche hält – und verweisen dann auch auf ihre syrische Identität.

In Berlin hat Petra Becker den Verein Back on Track e.V. gegründet, der geflüchtete Kinder aus der arabischen Welt unterstützt, ihre kriegsbedingten Bildungsrückstände aufzuarbeiten. Das ist ein Selbstlernprogramm, bei dem die Kinder von Mentoren unterstützt werden – von geflüchteten Lehrern und Pädagogen.

Die Erfahrungen von Petra Becker sind interessant für die aktuelle Debatte um Identität und Integration. Zwei Lehren lassen sich daraus ziehen: Einmal ist die Pflege der Muttersprache auch in der Fremde sehr wichtig. Sie kann Identität stiften und erleichtern, sich „zu Hause“ zu fühlen – als Grundlage, um ein neues Leben anzufangen. Das sollte auch bei den Debatten um die Neuankommlinge in Deutschland berücksichtigt werden. Daneben ist entscheidend, wie man im Gastland aufgenommen wird. Ein Freund, Gastgeber oder Mentor kann alles verändern. Daher sollten viele Tandem-Beziehungen geschaffen werden: Dem Neuankommling öffnen sich dadurch Türen und der Deutsche erfährt mehr über die „Fremden“. Möglicherweise sieht er sie dann nicht mehr so skeptisch.

Ihre eigene Sprache und Kultur haben alle Wanderer im Gepäck. Allerdings bedeutet das auf keinen Fall, sich dem Gastgeberland zu verschließen. Dafür ist Petra Becker ein gutes Beispiel. Dies steht im Einklang mit der Idee der Globalisierung und dass die Welt ein kleines Dorf geworden ist. Die Entwicklung von uns allen hängt davon ab, den Anderen zu akzeptieren.

RASHA ALKHADRA

— Die Autorin (42) kommt aus Syrien und betreibt ihren eigenen Youtube-Kanal „Rasha and Life“. Informationen zum Verein Back on Track e.V.: Dietsgenstr. 59, 13156 Berlin, www.backontrack-syria.org, Tel 0151-40462466.



Ich habe diesen Ort gewählt, weil ich die Natur liebe. Wenn ich verärgert oder unter Druck bin, brauche ich nur einen Spaziergang in der Nähe des Flusses, um meine Kraft wiederherzustellen und meinen Geist zu beruhigen. Die Natur ist neutral gegenüber allen Nationalitäten und Farben und fragt mich nie, wo ich herkomme. Mustafa Ahmad Aldabbas

Schluss mit dem Doppelleben

Hinter jedem erfolgreichen Mann steht eine starke Frau: Diesen Satz habe ich oft gehört. Ich habe ihn schon immer ungerecht gefunden, ungerecht für mich und alle homosexuellen Menschen, denn nach der Logik, die in diesem Spruch zum Ausdruck kommt, werde ich niemals ein erfolgreicher Mann sein. Eine starke Frau, die hinter mir steht, werde ich niemals haben! In diese Logik passe ich einfach nicht hinein, das ist nicht meine Heimat.

Ich habe Heimat im politischen System von Assads Syrien gesucht und habe gefunden, dass das Regime meine Rechte vergewaltigt, mich dem Gefängnis oder der Nötigung durch die Moralpolizei unterwirft. Ich habe Heimat in der Religion gesucht und ich fand, dass der Islam Homosexualität verbietet und bestraft. Es gab keine dritte Möglichkeit, wo ich Heimat hätte finden können – ich war heimatlos.

Der Begriff Heimat bedeutet für jeden etwas anderes, je nachdem zu welcher Generation er oder sie gehört, welcher sozialen Schicht er entstammt, welchen Bildungsgrad er hat. Für meinen 75-jährigen Vater ist Heimat mit dem Boden verbunden, auf dem er geboren wurde, deswegen weigert er sich bis heute, Syrien zu verlassen.

Meine Eltern mussten wegen der blutigen militärischen Zusammenstöße, die Mitte 2012 in der Nähe unseres Hauses in einem Vorort von Damaskus begannen, in ihr Heimatdorf in den al-Zawia Bergen bei Idlib in Nordsyrien ziehen. Hier fühlen sie sich zu Hause: Auf dem Land, das mein Vater von seinem Vater geerbt hatte, baute er ein neues Haus, pflanzte Bäume und betrachtete es als sein goldenes kleines Königreich, seine kleine Heimat.

Für meinen Vater ist Heimat deswegen so eng mit Landeigentum verbunden, weil das Land in seiner Kindheit die einzige Lebensgrundlage war, das Land war der Faktor, der Stabilität im Leben garantierte. Deswegen muss es von Generation zu Generation weitergegeben werden, jeder soll heiraten und ein Haus nebenan bauen, um die Arbeit zu teilen und das Land der Familie möglichst noch zu vergrößern.

Das Regime droht mit Gefängnis, die religiösen Fundamentalisten mit Tod: **HOMOSEXUELLE** fühlen sich in ihren arabischen Heimatländern ausgestoßen

VON MUSTAFA AHMAD ALDABBAS

Ich bin in Damaskus geboren, weit weg vom Geburtsort meines Vaters, und der Begriff Heimat ist für mich nicht mit der Idee des Landeigentums verknüpft. Vor allem auch deshalb nicht, weil ich wusste, dass ich die Wünsche meiner Eltern nie erfüllen würde: Ich würde nicht heiraten, würde nicht den Namen der Familie bewahren und die mir zugeordnete Rolle erfüllen, das Land zu bewahren.

In der höheren Schule waren meine Teenager-Freunde damit beschäftigt, sich zu verlieben und ihre Körper zu entdecken. Jeder hatte eine Freundin oder sogar mehrere, und sie hörten Lieder, in denen die Frau als das Zuhause, die Heimat besungen wurde. Auch diese Heimat war für mich nicht zugänglich; ich konnte mich all die Jahre nicht in ein Mädchen verlieben. Während meine Freunde mit ihren sexuellen Beziehungen prahlten, saß ich in der ersten Reihe wie jeder fleißige Schüler und hatte Angst zuzugeben, dass Mädchen mich nicht interessierten.

In den Universitätsjahren wurde die Situation noch komplizierter. Ich war eben sehr anders als meine Kommilitonen. Homosexualität wird in Syrien als Schande für die Familie und für jeden

Menschen gesehen, und das wird auch so bleiben, solange die Gesellschaft noch nach den alten Männlichkeits-Stereotypen lebt, die durch populäre Geschichten und die Religion verstärkt werden. Ich spürte, dass das Land, in dem ich lebte, mich ausstieß.

Aus der Sicht der in Syrien herrschenden Baath-Partei wiederum ist Heimat ein Monopol einer begrenzten Gruppe von Menschen, die über die anderen herrschen. Sie haben alles, was die materielle Grundlage von Heimatgefühlen ausmacht, von Stipendien über Jobs in der Verwaltung, Karrieren, Geld, Einfluss, Stabilität. Auch diese „Heimat“ war für mich nicht zugänglich.

Als die syrische Revolution begann, war ich begeistert und dachte, dass sich nun alles ändern würde. Ich hoffte, die Dynamik des arabischen Frühlings würde dazu führen, dass auch ich eine Heimat finden könnte, die mich akzeptiert – es war meine einzige Chance. Aber im Laufe der Jahre sah ich, wie sich die Revolution ihrer kulturellen und liberalen Symbole entledigte und statt dessen immer stärker von religiösen Fanatikern dominiert wurde, die meine Rechte als Homosexueller von vornherein negieren und sogar meinen Tod gutheißen. Das Regime bedrohte mich mit Gefängnis, aber die Religiösen erlaubten sogar, dass Homosexuelle wie ich von Hochhäusern gestürzt wurden. Das geschah in den Gegenden, in denen der „Islamische Staat“ die Kontrolle erlangt hatte und auf diese Weise angeblich den Willen Gottes erfüllte.

Ich habe Syrien im Jahr 2014 verlassen, nachdem mir klar wurde, dass ich dort keine Heimat finden würde. Meine Vorstellung von Heimat hatte sich damals schon reduziert auf einige wenige Wünsche: Ich möchte nur an einem Ort leben, an dem ich akzeptiert werde, wie ich bin, wo ich nicht ausgegrenzt werde und ein Doppelleben führen muss. Einfach ein Ort, wo ich nicht immer lügen muss!

Minderheiten in vielen Teilen der Welt leiden seit langem darunter, dass sie sich nicht zu Hause fühlen können – ob sie nun ethnische, nationale oder religiöse Minderheiten sind oder Minderheiten aufgrund ihrer sexuellen Orientierung. Am

schlimmsten ist das in Diktaturen, vor allem wenn sie eng mit der religiösen Macht verbunden sind. Die Unterdrückung der Homosexuellen durch das Regime wird in Syrien durch die Religion legitimiert. Denn die herrschenden Alawiten sind selbst eine Minderheit im mehrheitlich sunnitischen Syrien, und die Basis ihrer Macht besteht darin, dass sie sich als die Verteidiger eines konservativen Islam darstellen. Sie haben sich mit den Religiösen verbündet und gründen ihre Herrschaft auf drei Fundamenten: Geld, Religion und Macht.

Ich lebe seit drei Jahren in Berlin. Es ist eine intellektuell anregende Stadt, ich fühle mich nicht wie ein Fremder. Ich bin der Stadt sehr nahe gekommen und habe mich mit ihren Geheimnissen vertraut gemacht. Auch mit ihrer Geschichte und ihren Leiden habe ich mich beschäftigt, die

Auch hier werde ich in Schubladen gesteckt: als Muslim, als Orientale

letztlich zu der heutigen Toleranz in Fragen der sexuellen Orientierung geführt haben.

Aber ich bin immer noch ein Flüchtling aus Syrien und werde immer noch in Schubladen gesteckt, nur in andere: als Orientale, Muslim, als dunkelhäutiger Mann. Und 14 Prozent der Deutschen, die die „Alternative für Deutschland“ gewählt haben, akzeptieren meine Gegenwart in diesem Land nicht.

Ich suche immer noch nach einer Heimat, der ich mich zugehörig fühlen kann, körperlich und geistig. Eine Heimat, in der ich sagen kann: Hinter einem erfolgreichen Mann muss nicht immer eine Frau stehen, sondern es kann auch ein Mann sein.

— Aus dem Englischen von Dorothee Nolte. Der Autor (30) kam 2015 nach Deutschland. Er ist freier Journalist. Zu diesem Artikel hat ihn sein Ex-Freund inspiriert.

ANZEIGE



**ORTEL.
WIR SPRECHEN DEINE SPRACHE.**



TOP-INFOS FÜR DICH

- ✓ In Deiner Sprache
- ✓ Aus Deinem Land
- Deine Musiknews
- Deine Events
- Deine Vereine
- und vieles mehr

ortelmobile.de/connect

Vertrauen zum neuen Land fassen

Die zweite Flucht: Für arabische Frauen, die ihre **HEMÄNNER VERLASSEN**, beginnt in Deutschland ein Leben mit ganz neuen Möglichkeiten. Drei Begegnungen

VON ZOYA ANWAR MAHFOUD

Viele Frauen, die aus ihrer Heimat geflüchtet sind, flüchten hier in Deutschland ein zweites Mal: Sie laufen vor ihrem Ehemann oder ihrer Familie weg. Dadurch geraten sie in einen gesellschaftlichen und moralischen Konflikt, vor allem wenn sie dem Druck der Familie ausgesetzt sind, an den alten Traditionen festzuhalten. Einigen Frauen gelingt es, die paternalistische und patriarchalische arabische Gesellschaft hinter sich zu lassen, unter der sie in ihrer Heimat litten und die sie überall hin – sogar bis nach Deutschland – verfolgt. Wir haben drei von ihnen getroffen.

Hana, 25 Jahre alt, klagt darüber, dass viele Araber eine traditionelle, engstirnige Einstellung haben. „Hana“ bedeutet auf Deutsch „Zufriedenheit“. Aber zufrieden war Hana mit ihrer ersten Station in Deutschland, Mecklenburg, nicht. Dort wohnte sie in einer Flüchtlingsunterkunft, zusammen mit dem Ehemann ihrer Mutter und ihrer jüngsten Schwester. „Es gab immer wieder Auseinandersetzungen zwischen mir und dem Ehemann meiner Mutter“, sagt Hana. Über die Gründe möchte sie nicht sprechen. Als der Mann sie schlägt, rebelliert Hana und läuft weg. Diese Flucht vor ihrer Familie sei ihr sehr viel schwerer gefallen als die Flucht aus der Heimat Syrien nach Deutschland. Denn es war ihre eigene Entscheidung, und eigene Entscheidungen zu treffen war sie nicht gewohnt. „Aber ich habe mir gesagt, dass ich keine Angst haben muss, wenn ich doch im Recht bin. Ich bin abgehauen, ohne zu wissen, wie es weitergehen sollte und wo ich landen würde.“ Sie landete im Frauenhaus.

Es war eine ganz neue und auch schwierige Erfahrung für Hana, ganz allein, ohne die Familie und Vormund, zu leben. „In unserer Gesellschaft kann man als Mädchen traditionell nicht allein wohnen oder allein in eine neue Wohnung ziehen, es sei denn, man ist verheiratet und es handelt sich um das Haus des Ehemanns“, erklärt Hana. Und fügt empört hinzu: „Ja, man nennt es ‚Haus des Ehemanns‘ statt ‚Haus des Ehepaars!‘“ Später übersiedelte Hana nach Berlin, wo sich ihr Leben erst wirklich änderte. Von den Mitarbeiterinnen des Berliner Frauenhauses, in dem sie wohnte, wurde ihr viel Unterstützung entgegengebracht. „Anfangs hatte ich Angst, dass ich in ihren Augen eine schlechte Frau sei, weil ich vor meiner Familie weggelaufen war.“ Hana lacht und erzählt weiter: „Zum anderen befürchtete ich, dass sie mich nicht mögen, weil ich ein Kopftuch trage. Wenn du immer nur mit Arabern zu tun hast, hörst du viele Geschichten. Du hast einfach Vorurteile gegenüber diesem Land, wenn du keinen richtigen Kontakt zu den Deutschen hast. Aber: Genau das Gegenteil war der Fall. Man unterstützte mich ständig und stand mir mit Rat zur Seite. Das war der Moment, an dem ich begann, Vertrauen zu diesem Land zu fassen.“

Hanas Kontakte beschränken sich fast ausschließlich auf das arabische Umfeld. So geht sie zum Beispiel in den arabischen Supermarkt, zu einem arabischen Arzt, in ein arabisches Café. „Immer wieder bekomme ich neugierige Fragen zu hören: Warum bist du allein? Wo ist deine Familie? Es wäre besser, wenn du heiratest und nicht allein bleibst; komm nicht zu spät nach Hause; iss dieses und jenes, das tut dir gut; das schadet dir. Ja, sie mischen sich in alle nur denkbaren Dinge deines Lebens ein.“

Hana wünscht sich, Berlin besser kennenzulernen. Außerdem, so Hanna, könnten deutsche Freunde und der Kontakt zur hiesigen Kultur ihr dabei helfen herauszufinden, wie die Deutschen wirklich denken. „Beispielsweise habe ich von arabischen Freunden gehört, dass die Deutschen keine starken Familienbande hätten. Aber ich kenne die Deutschen nicht, ich höre das immer nur. Berlin kann nicht meine Heimat sein, solange ich die Stadt und ihre Einwohner nicht kenne. Ich muss sie kennen, damit sie mich akzeptieren und umgekehrt.“

Als Hana über ihr jetziges Zuhause spricht, wird ihre Freiheitsliebe deutlich. „Heute habe ich meine eigene Wohnung, ja zum ersten Mal in meinem Leben besitze ich einen eigenen Wohnungsschlüssel. Meine Entscheidung hat mich frei werden lassen, unabhängig. Ich gehe regelmäßig zum Deutschunterricht, nächsten Monat habe ich eine Prüfung. Hier in Deutschland eröffnen sich den Menschen viele Optionen – die aber auch nicht immer einfach sind.“ Hana würde gerne als Krankenschwester arbeiten oder als Polizistin. „Ich denke, dass dieses Land meine Heimat sein kann, meine alternative Heimat.“ Hana meint, dass sie sich in Deutschland verändert habe. Wenn sie darüber nachdenkt, ob sie nach Syrien zurückkehren sollte, findet sie das schwierig. „Im Jahre 2013 habe ich meine Heimat verlassen. Seitdem ist alles anders – die Menschen, die Häuser und ich auch.“

Hana trifft hier fast nur Araber. Sie möchte Deutsche kennenlernen

Auch Gharam, 29 Jahre alt, hat unter den patriarchalischen Verhältnissen gelitten. „Gharam“ bedeutet „Liebe“. Sie hat in Syrien Wirtschaft studiert, ihre beiden Kinder sind zehn und sieben Jahre alt. Als Frau hat sie sich in ihrer eigenen Heimat immer fremd gefühlt. Ihrer Meinung nach begeht die arabische Gesellschaft ein Verbrechen an den Rechten der Frau. „Wir brauchen Organisationen, die uns nicht in erster Linie vor unseren Ehemännern schützen, sondern vor unserer primitiven Gesellschaft.“

Gharam sagt von sich, dass sie ihr ganzes Leben im „Exil“ verbracht habe. Sie wurde als Kind einer kurdischen Familie in einer arabischen Stadt, Aleppo, geboren. „Ich sprach stets Arabisch, nie Kurdisch. Im kurdischen Heimatdorf meiner Familie fühlte ich mich deswegen sprachlich fremd. Als ich ein wenig älter war, begann ich, Kurdisch zu lernen. Im arabischen Umfeld wiederum fühlte ich mich fremd, weil ich nicht hundertprozentig wie meine arabischen Nachbarn gesprochen habe. Das war also mein erstes Exil, das Exil in der Heimat.“ Dieses Gefühl der Entfremdung hat Gharam nach Deutschland mitgebracht, wo sie wieder auf der Suche nach ihrer Identität ist. „Ich bin keine Araberin und auch keine Kurdin. Dieses multiple Exil, das ich erlebte, lässt mich immerhin flexibler damit umgehen, was man ‚neue Heimat‘ nennt. Vielleicht soll Heimat für mich dieses Gefühl der Entfremdung sein.“

Eine Antwort auf die Frage „Würst du eines Tages wieder nach Syrien zurückkehren?“, fällt auch Gharam schwer. „Unsere Heimat hat sorgenvolle, schwache Frauen hervorgebracht. Deutschland hat mir das gegeben, was meine Heimat mir nicht geben konnte: Sicherheit, Unabhängigkeit, Stärke. Ja, ich lebe in der Fremde, aber auch in einer neuen Heimat, die mir die Möglichkeit zu neuen Erfahrungen, Begebenheiten, Geschichten und einem anderen Leben bietet.“

Suha (Name geändert) ist mit ihren drei Kindern vor dem Krieg geflüchtet – und vor ihrem Ehemann. Der Tag beginnt für die 25-Jährige hektisch. Zunächst hilft sie ihren Kindern, vier, drei und ein Jahr alt, beim Anziehen und bringt sie in den Kindergarten. Suha lebt seit drei Jahren in Deutschland, seit einem Jahr und zwei Monaten in einem Berliner Frauenhaus. Während dieser Zeit ist sie dreimal umgezogen. Diese häufigen Umzüge seien nötig, damit ihr Ehemann nicht herausfindet, wo sie wohnt. „Ich frage mich ständig, ob er irgendwann meine Adresse herausfinden könnte. Das beschäftigt mich die ganze Zeit, es bringt mich um den Schlaf.“

Suha wird sicher wieder umziehen müssen. „Ob du eine neue Unterkunft findest, hängt auch von deinen Sprachkenntnissen ab“, sagt sie.



Es gibt in Berlin viele Orte, an denen ich mich heimisch fühle. Einer davon ist die Syrische Straße in Wedding. Ich hoffe, dass ich eines Tages hier eine Wohnung finde, damit der Name meiner Heimat als Anschrift in meinen Ausweis geschrieben wird. Hussein Ahmad

„Wenn du kein Deutsch sprichst, bist du ständig auf die Hilfe und Unterstützung von anderen angewiesen. Wie soll es möglich sein, sich ohne Kenntnisse der Landessprache in der neuen Heimat zu integrieren? Ich denke, dass Heimat auch Sprache ist.“ Suha geht zum speziell für Mütter angebotenen Deutschkurs. Sie möchte gern Modedesign studieren, dafür interessierte sie sich schon immer. Bevor sie ihren Mann heiratete, besuchte sie eine Berufsschule für Nähen und Modedesign. Ihrem Verlobten gefiel aber der Gedanke nicht, dass sie das beruflich macht, und deshalb verlangte er von ihr, damit aufzuhören. „Er hat mir gesagt, er könne es nicht aushalten, dass mir ein Kunde die Hand gibt.“

Manchmal kommen in ihr Erinnerungen an die Vergangenheit hoch und damit die Sehnsucht und Traurigkeit. Suha sitzt in der Gemeinschaftsunterkunft, die sich aus fünf Zimmern zusammensetzt, eines davon ist ihres. Zwar wohnt sie inmitten von Berlin, aber ihre Gedanken sind in Syrien. Plötzlich kommt alles wieder hoch: wie der Krieg in Syrien ausbrach und sie mit ihrem Mann von Aleppo nach Raqqa, dessen Heimatstadt, flüchtete. Dort verbrachte sie anderthalb Jahre und musste die Misshandlungen ihres Mannes und die Eroberung der gesamten Region durch den IS erdulden. Dann beschlossen sie, vor dem „Islamischen Staat“ zu fliehen: zunächst über Idlib in die Türkei und schließlich über das Meer.

Suha hat nie auch nur im Geringsten daran gedacht, einmal nach Deutschland zu gehen. Aber sie hat ihr neues Umfeld, ihr neues Leben ange-

nommen. Die kulturellen Unterschiede findet sie amüsant. „Bei uns gibt es das nicht, dass jemand mit einer Flasche Bier in der Hand mitten auf der Straße steht und trinkt. Ehrlich gesagt bleibe ich lieber in Vierteln, in denen viele Türken sind. Dort sieht man so etwas nicht.“ Andererseits, findet sie, definiert sich Heimat nicht über die Frage, ob man Alkohol trinkt und Schweinefleisch isst. „Es ist klar, dass es hier in Deutschland Demokratie gibt und ein gutes Bildungssystem. Deutschland hat mir ein Leben gegeben, Freiheit und auch eine neue Heimat. Ich habe hier Würde erfahren und bin mit meinen Kindern offen aufgenommen worden. Dennoch möchte ich nicht leugnen, dass mir Syrien sehr fehlt. Vielleicht kann ich mein Land irgendwann wieder besuchen.“

Sie beißt sich auf ihre Lippen und weint leise. „Meine Großmutter sagte immer: ‚Im Brot steckt die Heimat.‘ Manchmal versuche ich, hier aus dem Mehl mein Land zu machen, aus dem Teig das Dorf zu formen, in dem ich früher gelebt habe. Gestern erst habe ich für meine Kinder arabisches Brot gebacken, das mögen sie so sehr. Meine Großmutter hat mir das beigebracht. Ich weiß nicht, warum ich jetzt den Duft nach arabischem Brot rieche. Vielleicht, weil wir über Heimat sprechen?“

— Aus dem Arabischen von Melanie Rebasso. Die Autorin, 40 Jahre alt, hat in Syrien als Journalistin gearbeitet. Sie ist seit Ende 2015 in Deutschland und arbeitet in einem Berliner Frauenhaus.

Nachbarn, die grüßen

Ohne **WOHNUNG** kein Ankommen

Ibrahims Ehefrau hat es nicht mehr ausgehalten: Drei Jahre lebte sie mit ihrer Familie in Kreuzberg in einem Flüchtlingsheim. Immer wieder hatte sie gehofft, dass die Familie endlich eine Wohnung findet, in der sie die Tür zumachen und ein Privatleben haben kann. Vergessens. Kürzlich ist sie desillusioniert in die Türkei zurückgegangen – zu Verwandten. Ibrahim, Ende fünfzig, aber deutlich älter aussehend, will weiter suchen. Doch die Zeit drängt. Seine drei Söhne sieht er nur wenig, sie verbringen soviel Zeit wie möglich außerhalb des Heims in der Stallschreiberstraße und seiner Probleme. „Mein letztes Stückchen Heimat ist meine Familie“, sagt Ibrahim. „Wenn ich sie verliere, dann ist alles aus.“

Für viele Geflüchtete waren die Heime die erste provisorische Unterkunft – woraus dann angesichts der Wohnungsnot in Berlin oft ein Dauerzustand geworden ist. Das enge Zusammenleben, der Mangel an Privatsphäre, die Spannungen lassen viele Geflüchtete nicht ankommen. Auch die 40-jährige Manal lebt in dem Heim in der Stallschreiberstraße. Trotz der Unterstützung durch Mitarbeiter des Heimes hat sie keine Wohnung gefunden: „Die Vermieter haben Angst vor fünf kleinen Kindern“, berichtet sie.

Die Chancen, eine Wohnung zu finden, sollen im Ostteil der Stadt und in Brandenburg besser sein. Deswegen gucken sich viele Geflüchtete dort um, auch wenn sie immer wieder von Fremdenfeindlichkeit dort hören. Bei Ghalia und Mohammed hat es geklappt, sie haben eine kleine Wohnung in Kaulsdorf gefunden. „Unsere Tochter ist glücklich in der Schule, spricht Deutsch und fühlt sich schon deutsch“, sagt Ghalia. „Mir wird das nicht so gehen“, fügt sie hinzu. Dazu fehlt ihr das freundliche Grüßen und ein Schwatz mit den Nachbarn. „Wir leben seit sechs Monaten hier, aber niemand will den Kontakt mit uns.“

Für viele Bewohner der Unterkunft im Flughafen Tempelhof bleibt eine eigene Wohnung in der Stadt ein unerfüllter Traum. Zu Hochzeiten waren hier über 1000 Menschen in einer Halle untergebracht, inzwischen konnten die meisten Bewohner in Container auf dem Gelände umziehen. Vierköpfige Familien bekommen eine Wohnung mit zwei Zimmern, Bad und Kitchenette, insgesamt 24 Quadratmeter. Nubar Hussein, ein junger syrischer Kurde, lebt seit etwa zwei Jahren in Tempelhof, seine Frau Gilan ist vor einigen Monaten angekommen. Sie fühlen sich in ihrem kleinen Container-Apartment recht wohl und versuchen ihre Privatsphäre zu genießen: Denn bald werden sie die Wohnung mit zwei anderen Geflüchteten teilen müssen, da jede Wohnung für vier Menschen ausgelegt ist.

„Die Situation hier ist heute unvergleichlich besser als 2015“, sagt Matthias Nowak, Mitglied der Geschäftsleitung der Firma Tamaja, die das Heim seit 2015 betreibt. Aber: „Nur wenige schaffen es, von hier in eine Wohnung zu ziehen.“ Trotz all der sozialen Angebote und Unterstützung, die Geflüchtete hier bekommen. Einer, der es geschafft hat, ist Mohamed Khadro, der als Beschwerdemanager im Camp arbeitet. Nachdem er sich rund 120 Wohnungen angeguckt hatte, mit hunderten Mitbewerbern, hat er vor kurzem einen Mietvertrag unterschreiben können – auch dank der Unterstützung durch deutsche Freunde und einen Empfehlungsbrief der Camp-Verwaltung.

SOUAD ABBAS

— Aus dem Englischen von Andrea Nüsse. Die Autorin (40) stammt aus Syrien und ist Chefredakteurin der arabischsprachigen Zeitung „Abwab“.

ANZEIGE

 UNO-Flüchtlingshilfe

Deutschland für den UNHCR.

SPENDEN SIE SCHUTZ.

Sie haben es in der Hand – geben Sie den Menschen auf der Flucht ein Dach über dem Kopf. Spenden Sie jetzt: uno-fluechtlingshilfe.de/schutz

© UNHCR/H. Darwish

VON HEND TAHER

Geboren und aufgewachsen bin ich in einer Familie in Kairo, die man hier in Deutschland als streng religiös bezeichnen würde. In Ägypten würde man sagen: anständige, religiöse Familie, die an der Tradition festhält. Diese Tradition besagt, dass die Wörter „selbstständig“ und „Frau“ nicht zusammenpassen. Das heißt: Meine Eltern sind für mich verantwortlich, bis ich heirate. Bis dahin muss ich zu Hause bleiben, und sie müssen mich versorgen. Anders als meine Brüder, die irgendwann selbstständige Männer werden.

So haben meine jüngeren und älteren Brüder gelernt, wie sie mit den Verkäufern und Menschen auf der Straße umgehen. Sie durften schon von früh an mit den öffentlichen Verkehrsmitteln in Kairo fahren, bis zum Abend auf der Straße spielen, an Klassenfahrten teilnehmen, im Sommer arbeiten, mit Freunden etwas unternehmen und bei diesen manchmal übernachten.

Ich habe gelernt, wie ich mit dem Herd, der Nähmaschine und Kindern umgehen kann. „Du darfst alles machen, aber im richtigen, sicheren Rahmen“, sagt meine Mutter. Also: nur unter Frauen, islamisches Milieu, geschlossener, sicherer Ort, und meine Brüder – auch die jüngeren – haben mich hingebacht und abgeholt.

Die Ferien verbrachte ich in den Sommerschulen der Moscheen in unserer Nähe und des privaten islamischen Trägers, wo ich auch Sport trieb. Oder ich habe Freundinnen zu Hause besucht. Im geschlossenen Bad für Frauen sind wir öfters Schwimmen gegangen.

Mit dem öffentlichen Verkehr bin ich zum ersten Mal während meines Abiturs gefahren, von zu Hause zur Schule und zurück. Während des Studi-

Ich gehöre woanders hin, das habe ich immer gespürt

ums durfte ich langsam am Abend nach Hause kommen und in Kairo mit meinen Freundinnen unterwegs sein. Natürlich nur dort, wo meine Eltern es erlaubten. Darüber habe ich viel mit meinen Eltern gestritten, in der Schule und Universität mit allen darüber diskutiert.

Keiner hat das Thema so ernst genommen wie ich. Unter meinen Freundinnen war ich fast die einzige, der das Thema Freiheit wichtig war. Sie nannten mich „verrückt“, „unrealistisch“ und sagten über mich, ich „hätte lieber ein Mann werden wollen“. Sie passten sich einfach an. Ich fühlte mich befremdet und unverstanden. Ich gehöre woanders hin, das habe ich immer gespürt.

Es gibt so ein Muster, wie eine Frau sich anziehen und verhalten soll. Was sie machen darf und was nicht: möglichst unauffällig sein, mit Männern distanziert umgehen, nicht rauchen, nicht laut lachen, nicht Fahrrad fahren, bedeckte Kleidung anziehen ... und so weiter. In der Schule und auch zu Hause wurde sich daran streng gehalten. In der fünften Klasse habe ich zum Beispiel Ärger von meinem Lehrer bekommen, da er meine Bewegungen als Tanzen wahrgenommen hatte. Genauso vom Busfahrer. Eigentlich war ich nur mit anderen Mädels gehüpft.

Mit der Zeit habe ich gelernt, mich an dieses Muster zu halten. Dabei habe ich meinen Charakter verloren. Ich bin lebensfroh, lache gerne, rede mit jedem, bewege mich viel und mache gerne Quatsch. Ich habe gelernt, mich umzustellen und aufzupassen, was ich erzähle. In meinem Umfeld war nicht in Ordnung, dass ich männliche Freunde habe, Musik höre, Kinos besuche und vieles tue, was meine Eltern nicht wissen.

Nach dem Abi fing ich mein Studium an und habe ein Stipendium für einen einmonatigen Sprachkurs in Deutschland bekommen. Nach heftigem Streit mit meinen Eltern durfte ich reisen. Da war ich zum ersten Mal allein und frei.

Vom Hauptbahnhof Frankfurt habe ich den Zug nach Mannheim genommen. Da habe ich ein junges Mädchen getroffen – sie war vielleicht 16 Jahre alt –, das auf dem Weg nach Heidelberg war, um einen schönen Tag mit seinen Freundinnen zu verbringen. „Einfach so?“, habe ich sie gefragt. Sie hat nicht verstanden, was ich damit meinte.

Im Sprachkurs habe ich andere junge Frauen getroffen. Wir redeten über unsere eigenen Meinungen, Reiseerwünsche und Karriereerträume. Träume, die keine Grenzen oder Anpassungen kennen. Ich war mir sicher: Ich bin hier am richtigen Ort. Ich möchte nach meinem Studium hierher kommen. Wir haben vieles unternommen. Ich musste nicht meine Eltern um Erlaubnis fragen, musste keine Diskussionen führen und sie konnten mich nicht ständig anrufen, um zu fragen, wo ich jetzt genau bin, mit wem, seit wann, warum, warum so lange und wann ich nach Hause komme.

Überhaupt achtete keiner auf mein Verhalten. Auf der Straße bin ich gesprungen, gerannt, habe



Als ich nach Berlin kam, wohnte ich nah am See bei meiner Gastfamilie. Hier verbringe ich auch heute noch mit den Kindern wertvolle Zeit, in der wir frei schwimmen, Tiere beobachten, Enten füttern, auf einen Baum klettern und Vogelbeeren zerplatzen lassen. Dabei fühle ich mich glücklich ... und frei. *Hend Taher*

Mein Leben mit und ohne Kopftuch

In Berlin verlasse ich meine WG mit **OFFENEN HAAREN** und Klamotten, die zum Wetter passen. In Kairo verlasse ich die Wohnung meiner Eltern mit Kopftuch und einem Mantel, der bis zum Knie reicht. Ein Doppelleben zwischen Deutschland und Ägypten

laut gelacht, mit anderen im Bus oder Zug geredet. Am letzten Tag traute ich mich, mich auf die Wiese unter einem Baum zu legen. Ich guckte in den freien blauen Himmel und dachte mir, hier ist das Paradies.

Nach dem Studium habe ich rebelliert. Mit 23 Jahren bin ich nach Deutschland gekommen und habe hier ein freies, selbstständiges Leben begonnen. Ein Leben, in dem ich allein über mich bestimme. Ich fühlte mich wie ein freier Vogel, der noch nicht gut fliegen kann. Ich muss jetzt Entscheidungen treffen, Situationen einschätzen und Probleme lösen.

Als ich zum ersten Mal nach Deutschland kam, sah ich: Hier tragen die Frauen in der Öffentlichkeit Kleider, die ich nicht mal im Haus tragen darf!



Wenn sie ihre Familie in Ägypten besucht, trägt Hend Taher Kopftuch.

Drei Jahre später, als ich nach Deutschland gezogen bin, konnte ich mich plötzlich mit dem Kopftuch nicht mehr identifizieren. Kurz danach habe ich es abgelegt. Ich hatte seit meiner Kindheit Kopftuch getragen, zuerst in der Moschee, dann in die Schule, dann immer – ohne Zwang, es war einfach normal, denn fast alle Frauen in meiner Umgebung trugen mindestens ein Kopftuch oder auch eine Burka. Als ich das Kopftuch ablegte, wollte ich mich vielleicht von meinem alten Leben abgrenzen. Ich wollte nun mit einem Kleid am See spazieren gehen. Das habe ich auch gemacht, ohne Ärger zu bekommen. Dann kam die nächste Frage: Wie möchte ich nun jetzt aussehen? Mit der Zeit habe ich einen eigenen Stil gefunden, der zu mir passt.

Es dauerte nicht lange, bis ich einen Wandervogel-Mädchenbund kennengelernt habe. Starke Frauen, die ohne Eltern, Männer oder deren Erlaubnis oder Begleitung wandern gehen. Überall auf der Welt. Einfach so. Bald durfte ich mit ihnen nach Schweden wandern gehen. Wir sind gerannt, in Seen geschwommen und haben draußen geschlafen. Ohne Handy, ohne Uhrzeit. Ich war frei. Ich war glücklich. Sehr glücklich.

Meine Familie akzeptiert inzwischen, dass ich in Deutschland ein anderes Leben habe. In Deutschland, nicht in Kairo. Dort sollen wir weiterhin möglichst wie eine ganz normale Familie erscheinen. Es heißt dann: Sie studiert im Ausland, was in unserem Umfeld komisch klingt, aber noch geht. Keiner soll wissen, dass ich in einer gemischten WG lebe und kein Kopftuch mehr anziehe. Das passt nicht zu meinem Vater, der reli-

giös ist. Und nicht zu meiner Mutter, die eine schwarze Burka trägt.

So haben wir einen Kompromiss gefunden: in unserem Wohnviertel bin ich verschleiert – auch bei Familienbesuchen –, treffe keine männlichen Freunde und komme spätestens um Mitternacht zurück. Sonst würden meine Eltern sich Kommentare hören müssen wie „Haben sie denn keine Kontrolle über sie oder was?“, „Die macht ja, was sie will, als ob sie keine Eltern hat“. Erst wenn ich

Wenn ich in Berlin ankomme, fühle ich mich entspannt, zu Hause

heirate, kann ich mich anders verhalten. Dann soll die Verantwortung für mich bei meinem Mann liegen.

In den Ferien fliege ich zurück nach Kairo. Im Flughafen lege ich das Kopftuch und den Mantel an. Und ich passe mich an das Frauenmuster an. Ich freue mich auf alles und fühle mich besonders verbunden mit der Stadt, mit der die Sprache, mit den Geräuschen, Gerüchen und dem Geschmack des Essens. Mit meiner Familie und meinen Freunden verbringe ich eine schöne und wertvolle Zeit. Nun werde ich immer wieder gefragt, warum ich das Kopftuch abgelegt habe, ob ich noch an den Islam glaube, Alkohol trinke oder Schwein esse. Und noch ein sehr wichtiges Thema: warum ich bis jetzt keinen Mann habe, ob ich es mir vorstellen kann, einen zu heiraten, der nicht Muslim,

nicht Ägypter ist. Wer ich wirklich bin und was ich sonst im Leben tue, wird dort nicht wertgeschätzt. Ich werde nach meinem Aussehen klassifiziert und behandelt. Ich treffe dort wenige Leute, die mich verstehen und akzeptieren. Tatsächlich bin ich nie in Kairo richtig angekommen. Und ich werde dort mit vielem aus meiner Vergangenheit konfrontiert. Mit den meisten meiner Freundinnen kann ich nicht abends draußen sein, nicht weit weg etwas unternehmen und auf keinen Fall reisen. Das entscheiden schon ihre Ehegatten. Die Männer einiger meiner Freundinnen haben ihnen verboten, den Kontakt zu mir zu halten oder mich zu besuchen.

Viele Freundinnen besuche ich in ihren Wohnungen, wo die Vorhänge zu sind, damit die Nachbarin sie nicht ohne Kopftuch sehen. Manchmal soll ich das Kopftuch dabei anlegen, damit sie keinen Stress mit ihren Eltern bekommen. Dann fühle ich mich eingeschränkt, nicht respektiert und nicht wohl. Dennoch: Mir ist es sehr wichtig, eine enge Verbindung zu meiner Heimat zu halten.

Es dauert immer nicht so lange, bis ich wieder nach Berlin zurück komme. Nach Hause. Ich atme tief durch und fühle mich entspannt. In meinem Zimmer mache erst mal ich die Vorhänge auf, drehe den Fahrradschlüssel wieder auf meinen Schlüsselbund. Und ich hänge den Mantel und das Kopftuch an die Garderobe, wo sie bis zum nächsten Kairobesuch bleiben.

— Die Autorin (26) studiert Islamwissenschaften und arbeitet als freie Journalistin.

HEIMATEN-FEST MIT DEN AUTOREN IM TAGESSPIEGEL-HAUS

#jetztschreibenwir

Das mehrfach preisgekrönte Projekt des Tagesspiegels mit Exiljournalisten wird zwei Jahre alt – das neueste Produkt ist die „Heimaten“-Beilage, die Sie in den Händen halten. Das Jubiläum und die Beilage werden am heutigen Sonnabend im Tagesspiegel-Haus am **Askanischen Platz 3** gefeiert. Tagesspiegel-Leserinnen und -Leser mit ihren Familien sind herzlich eingeladen, beim „Heimaten-Fest“ mit den Autorinnen und Autoren ins Gespräch zu kommen.

PROGRAMMABLAUF

17 Uhr
Einlass mit Tee und Süßigkeiten in der Rotunde und im Innenhof. Eröffnung der **Foto-Ausstellung** mit Porträts der teilnehmenden Journalisten des Fotografen Ali Ghandtchi.

17.30 Uhr
Auftritt mit dem Projekt **„Mittmachmusik“**: Geflüchtete Kinder spielen arabische, persische und Klezmer-Lieder, der Tagesspiegel-Chor singt arabische, kurdische und englische Lieder.

18. 15 Uhr
Pause, Kinderprogramm

18. 30 Uhr
Einlass zum Abendprogramm

19.00 Uhr Die Autoren der Beilage stellen sich vor. Die syrischen Youtuber **Abdul Abasi und Allaa Faham** diskutieren über ihren Youtube-Kanal **„German Lifestyle“** und stellen ihr Buch **„Eingedeutscht**. Die schräge Geschichte unserer Integration“ vor. **Heimat schaffen mit Texten und Videos**: Podium u.a. mit Rasha

Alkhadra (Beilagen-Autorin, Youtuberin) und Sharmila Hashimi (**Handbook Germany**). Begrüßung und Moderation: Andrea Nüsse (Friedrich-Naumann-Stiftung für die Freiheit), Dorothee Nolte (Der Tagesspiegel), Ottilie Bälz und Raphaela Schweiger (Robert Bosch Stiftung).

Ab 20.30 Uhr
Gemeinsames Essen an Tafeln in Rotunde und Innenhof (im Rahmen des **„Tags der offenen Gesellschaft“**).

Der **Eintritt ist frei**. Die Veranstaltung findet auf Deutsch statt, mit **Simultanübersetzung ins Arabische**. Kooperationspartner des Tagesspiegels sind die Friedrich-Naumann-Stiftung für die Freiheit und die Robert Bosch Stiftung. Informationen unter veranstaltungen.tagesspiegel.de Tsp

ANZEIGE

Neu in Berlin? New in Berlin?

Fragen zu **Job, Praktikum, Studium und Ausbildung?**

Got questions about **jobs, internships, studies and apprenticeships?**

📍 WKZBerlin 📍 WillkommenszentrumBerlin

Willkommenszentrum Berlin

Wir beraten kompetent, kostenlos und in vielen Sprachen: Deutsch, Englisch, Französisch, Italienisch, Polnisch, Russisch, Türkisch, Vietnamesisch, Arabisch, Farsi, Dari, Pashtu, Urdu, Punjabi, Hindi, Kurmanci, Amharisch und Tigrinya.

we offer professional career counselling – free of charge and in many languages: German, English, French, Italian, Polish, Russian, Turkish, Vietnamese, Arabic, Farsi, Dari, Pashtu, Urdu, Punjabi, Hindi, Kurmanji, Amharic and Tigrinya.

